



# Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 31.

Montag, 6. Februar

1928.

(30. Fortsetzung.)

## Jugendliebe.

Familienroman von Grete v. Sah.

(Nachdruck verboten.)

In diesen Tagen erhielten Lies Nachricht von Hede. Noch einen Winter wollten sie fortbleiben. Im Frühjahr würden sie bestimmt nach Wienrode kommen, um die Eltern zu sehen und dann nach Adelsreut fahren.

"Noch einen ganzen langen Winter, wie soll man das bloß aushalten?" fragte Lies.

"In der Hoffnung, sie danach wiederzusehen, wird man es leichter als bisher können", sagte seine Frau.

Sie steckten den Brief in einen neuen Umschlag und schickten ihn durch ein Mädchen Hollendorfs zu. Konni las ihn als erster. Und während seine Augen auf den Schriftzügen Hedes ruhten, klopfte sein Herz unruhig.

Was soll nur daraus werden, fragte er sich, wenn mich schon ein Brief von ihr so unruhig macht? Wenn allein schon die Aussicht, sie bald wiederzusehen, meine Nerven erregt?

Er hatte doch in all der Zeit, in der sie sich fern waren, ernstlich um seine innere Ruhe gekämpft. Er hatte nie an sie geschrieben. Er hatte seine Gedanken, wenn sie Hede suchten, durch Arbeit abgelenkt, um nun zu sehen, daß alles vergebens gewesen.

Er ging zu seinen Eltern, die mit der Majorin Ihde im Wohnzimmer beim Kaffee saßen, um ihnen den Brief zu bringen. Seine Mutter las ihn und teilte den anderen Treus Entschluß mit.

"Wie wird Agnes sich freuen, wenn sie hört, daß Hede zurückkommt. Sie kann es nicht erwarten, ihr ihren Jungen zu präsentieren", sagte die Majorin. Und sich zu Konni umwendend, der hinter ihr stand, sagte sie: "Wenn Sie nach Arnswalde fahren, werden Sie natürlich auch in Wolfsrade Besuch machen?"

Biel Lust hatte er nicht dazu, aber es würde ja wohl sein müssen. So besahnte er.

"Sie werden Ihre Freude haben an Agnes' Sohn, ein prachtvolles, kleines Menschenkind ist es."

Konni versprach, sich mit Konrad Graf v. Klatt bekanntzumachen. Und um der Majorin sein Interesse zu beweisen, fragte er nach allerlei über den kleinen Konrad.

Die Majorin gab bereitwilligst Auskunft.

In Arnswalde war auch der Stammhalter eingetroffen. Die Majorin fragte, ob Konni es wisse.

"Ja, gnädige Frau!"

"Er ist zwei Wochen älter als Konrad, aber er soll lange nicht so stark sein wie er. Agnes schrieb es mir."

"Woher weiß Agnes das? Verfehren die Wolfsrader mit den Arnswaldern?"

Die Majorin lächelte. "Aber natürlich! Mit all ihren Nachbarn verfehren sie. Agnes hält sehr darauf, den nachbarlichen Verkehr zu pflegen."

Konni dachte: Was wird Hede dazu sagen? Wie anders wird sie alles wiederfinden . . .

Der Oktober meinte es gut. Er brachte noch warme, sonnige Tage, von denen man wußte, daß es die letzten schönen im Jahre waren, und man genoß sie deshalb um so freudiger.

Konni v. Hollendorf fühlte sich in Arnswalde so glücklich wie in den Tagen seiner Elevenzeit. Er gestand es Eva, die wie einst sein guter, lustiger Kamerad war.

Kam er mit den Aufgaben, die von ihm verlangt

wurden, nicht zurecht, so brauchte er es nur ihr zu sagen, und sie wußte Rat. Papa Braun wurde besucht oder er wurde gebeten, nach Arnswalde zu kommen, und von ihm hatte man Rat, den er stets bereitwilligst gab.

Und Konni hatte auch als Oberinspektor noch immer von seinem alten Lehrmeister, der nie studiert hatte, zu lernen.

Einmal fragte er Baron Kallwitz, daß er von dem Ergebnis seines Studiums gar nicht befriedigt sei, daß ihm doch noch sehr viel fehle, so daß er eigentlich gar nicht die Stelle des Oberinspektors hätte annehmen dürfen.

Kallwitz lachte und sagte: "Es kommt doch hauptsächlich darauf an, daß der Oberinspektor Autorität besitzt, und die besitzen Sie in vollem Maße. Der zweite Inspektor muß firm sein in allen Zweigen der Landwirtschaft, und das ist unser Kolbe, also was wollen wir noch? Außerdem ist Grünhof nicht weit. Wollen Sie über etwas Bescheid haben, reiten Sie hinüber, Papa Braun ist ja, Gott sei Dank, noch da. Und machen Sie sich keine Gedanken darüber, daß Sie nicht genug leisten. Ich bin mit Ihren Leistungen vollkommen zufrieden. Was Ihnen etwa noch fehlt, wird die Praxis geben. Diesen Herbst und Winter wollen wir in schöner Beschäftigung verleben, im Frühjahr beginnt die ernste Arbeit."

Konni war beruhigt.

Herbst und Winter gingen in Tagen voll Harmonie und gemütlichen Zusammenlebens hin. Konni lebte ganz in der Familie Kallwitz, deren Oberhaupt nicht mehr der Baron war, wie Eva sagte, sondern der kleine Hans-Achim, der das ganze Haus beherrschte. Und unter dieser Herrschaft fühlte sich Konni wohl, der nie geglaubt hatte, daß man ein kleines Kind so lieben könnte, wie er den Kleinen liebte. Er verstand es, wie eine gutgezuchte Kinderfrau, mit dem Jungen umzugehen. Der Junge saß ihm auf dem Schoß, er ließ ihn reiten, er kroch mit ihm auf dem Teppich herum. Konni war glücklich, wenn er abends von seinen Geschäften heimkam und den Jungen noch wach fand, und verstimmt, wenn er schon einmal schlief. Er freute sich an der Entwicklung des Kindes und wollte es nicht zugeben, daß Klatts Konni ihm weit voraus war.

Zwischen Wolfsrade und Arnswalde bestand ein reger Verkehr, auch außer den Klatts kamen viel Menschen zu Kallwitz' ins Haus. Eva schien allgemein beliebt zu sein. Man nahm auch nicht Anstoß daran, daß man auf Arnswalde häufig Brauns traf, die stets zu allen Einladungen, die dort gegeben wurden, gebeten wurden. Da Brauns aber fühlten, daß sie nicht in die Gesellschaft passten, hielten sie sich sehr zurück. Der Schwiegersohn mußte es immer erst erzwingen, wenn sie kommen sollten.

Es war wieder einmal so: Kallwitz war bei Brauns gewesen, um sie persönlich zu einem Abendessen einzuladen, er hatte seine ganze Überredungskunst aufzubieten müssen, um sie zu einer Zusage zu bewegen.

Am Abend sagte er zu Konni: "ne Freude mach' ich Ihnen nicht damit, daß ich sie in mein Haus hole, ich tue

es wegen der Nachbarn. Man soll nicht von mir glauben, daß ich mich meiner Schwiegereltern schäme, das wäre zu dum. Mein Schwiegervater ist, wenn er auch nicht aus den ersten Kreisen stammt, ein hochfeiner Mann, der allergrößte Achtung verdient. Na, Sie kennen ihn ja und schämen ihn ebenso wie ich. Ich wollte seinem von denen, die in mein Haus kommen, raten, Braun über die Schultern anzusehen. Der kriegte es mit mir zu tun."

"Na, das will ich meinen", sagte Konni.

Sie saßen beide allein im Wohnzimmer, jeder seine Zigarre rauchend, wie sie es allabendlich taten, während Eva im Kinderzimmer das Einschlafen Achims abwartete.

Plötzlich fragte Kallwitz: "Ist es nun bestimmt, daß Treus im März zurückkommen?"

"Ja, Lies haben erst kürzlich wieder die Nachricht bekommen."

"Na, dann wird's ja wohl so werden." Kallwitz nahm ein paar lange Züge aus seiner Zigarre, dann sagte er: "Hoffentlich wird ihr Zurückkommen nicht unsere Freundschaft stören."

Konni sah ihn erstaunt an. "Nein, wie sollte das geschehen?"

Kallwitz verzog den Mund zu einem Lächeln. "Na, das könnte schon sehr leicht geschehen. Sie wissen, daß Ihr Onkel mich gerade nicht sehr schätzt, und daß ich überaus viel Sympathie für ihn empfinde, kann ich auch nicht behaupten. Wir sind eigentlich von jeher immer etwas geladen aufeinander, so etwas kann leicht einmal zur Explosion kommen."

"Dazu darf es nicht kommen", sagte Konni bestimmt.

"Das ist leicht gesagt. Als wir das letztemal zusammen waren, fehlte nicht viel, und wir hätten die Sicherung gehabt. Ich sehe ja ein, daß ich viel Schuld daran habe, daß wir so gespannt zueinander stehen. Ich ärgere mich leicht über Dinge, die mich nichts angehen, so zum Beispiel über die Geschichte mit Lie."

Konni stellte sich, als wüßte er nicht, was Kallwitz meinte.

"Sie scheinen nicht zu wissen, worauf ich ziele?" fragte Kallwitz.

"Nee, gar nicht."

"Dass Treu sich des alten Lie schämt."

"Wie sollte er dazu kommen?" fragte Konni.

"Das begreife ich eben auch nicht; aber ich weiß, daß es so ist. Die Schierenbergs haben überall herumzählt, wie peinlich es Treu gewesen sei, als der Schwiegervater unerwarteterweise bei ihm erschien. Herrgott, wenn er wirklich schon so empfindet, dann ist das schon sehr traurig und zeugt von wenig Herz und Takt seiner Frau gegenüber; aber als Edelmann müßte er doch so viel Rücksicht aufbringen, es vor Fremden nicht zu zeigen."

Konni stieg alles Blut zu Kopf.

"Die Schierenberg, die alte Klatzbäse, spricht dummes Zeug", sagte er, bemüht, Treu in Schutz zu nehmen.

"Nee, nee, es war so und nicht anders, die Flügges haben auch den Eindruck gehabt. Auch daß er sich mit seiner Frau, auf die stolz zu sein er allen Grund hätte, nicht in unsere Kreise wagt, nur weil sie nicht aus erster Familie stammt. So bin ich fest davon überzeugt, daß er nur auf Reisen gegangen ist, um uns seine Frau weiterhin fernzuhalten. Soll er nur, aber dummsicht so was aus."

"Ich weiß nicht, ob das nicht alles nur Vermutungen sind, Herr v. Kallwitz."

"Nee, nee, das sind gutgemachte Beobachtungen."

"Sie tragen ihm das nach, daß er in der Sache des Herrn Braun so wenig entgegenkommend gewesen war?"

"I wo, der hat ja Grünhof auch so übernommen, das ging ganz glatt und gut. Wenig entgegenkommend war es allerdings von Treu. Braun hat ihm ziemlich zwanzig Jahre unschätzbare Dienste geleistet, Dienste, die man nicht nur mit Geld lohnt, für die man in anderer Weise dankbar sein muß. Da hätte er nun wohl erwarten dürfen, daß Baron Treu bereitwilligst seinen Wunsch erfüllte. Na, diese Angelegenheit ist erledigt. Wenn zwischen uns hier nur alles so bleibt, wie es ist."

Er sah Konni forschend an.

"Ja, warum sollte es nicht, Herr v. Kallwitz? Es müßte denn sein, daß Sie von Ihrem Haß, den Sie für meinen Onkel empfinden, auch ein Teilchen auf mich übertragen."

Über Kallwitz' Gesicht flog ein Lächeln.

"Ach, glauben Sie doch nur nicht, daß ich Treu hasse. Seine Art ärgert mich, das ist alles. Sie sind uns ein guter Freund geworden, den wir nie verlieren möchten."

Er streckte Konni die Hand hin, die dieser drückte...

An einem sonnigwarmen Frühlingstage trafen Treus in Wienrode ein. Sie hatten den Tag ihrer Ankunft nicht gemeldet, um so größer war die Freude der Eltern, die Tochter so unvermutet vor sich zu sehen.

Hede war schöner denn je. Die südländische Sonne hatte ihre Haut gebräunt und ihren Augen tiefen Glanz gegeben, nur den feinen Schmerzenszug um den Mund hatte sie nicht nehmen können.

Ob sie noch immer leidend sei, fragte die Mutter, die wohl nur allein diesen Zug sah.

"Nein, sie war gesund und frisch."

Die Eltern mußten erzählen.

Lie sagte: "Vor uns Zeit, wir müssen uns erst einmal an dir satt sehen."

Er ließ es auch nicht zu, daß sie in ihr Zimmer ging, um sich umzukleiden.

"Du bist ja ganz in Ordnung mit deinem Anzug, ich mag mich nicht schon wieder von dir trennen."

Hede umarmte und küßte ihn, daß ihm der Atem verging.

Treu sah lachend auf seine Frau. Wie die sich freuen konnte, das wußte er gar nicht. Ihm gegenüber war sie stets maßvoll.

Lie fragte, als Hede ihn freigab, ob sie nun zu Mittag essen wollten?

"Nein, wir haben im Speisewagen gegessen", sagte Hede. — (Fortsetzung folgt.)

## Spätenversammlung.

(Vorfrühlings-Begehnheit.)

Bor den Toren der Stadt hat in sonnigen Stunden Eine Spätenversammlung jüngst stattgefunden. Auf dem Acker, dem fahlen, erwartenden, sahen Die Väter und Mütter und Bettler und Basen Und Onkels und Tanten Und alle Verwandten.

Es gedachte der Leiter des "Siedlungsvereins" In schwungvoller Rede des Sonnenscheins

"Mein Schwager, der nahe beim Walde hausst, hat erzählt, daß der Waldbach schon manchmal braust Das die Wurzelmännlein an sonnigsten Tagen Schon Purzelbäume und Räder schlagen. Von den Knoppen, die harrend im Zweigwerk sitzen, Sah mein Schwager schon gestern die Nasenspiken ... So wollen wir alle im vollen Vertrauen Auf den kommenden Frühling bald Nester bauen, Recht große, geräumige, feste und schöne Für die jung-frische Brut, unsre Töchter und Söhne! Bald spricht auch in Feldern und Gärten die Saat: Dann stehlen wir Erbsen und futtern Salat!" ...

Eine Bombenrede! Vob Blit-Element!

Es schwieg in Erhöhung der Präsident.

Ihm dankte gewaltiges Spätengeschrei ...

Da — läßte am Felsde ein Auto vorbei,

Auf stoben die Vögel: Husch! Husch! ... Gi! Gi! ...

Sacha Helene Bechler.

## Die verlorenen Ziegen.

Erinnerungen von Susanne Tornwaldt.

Wie ein Feuerball taucht die Sonne jenseits des östlichen Kilimandjaro auf, um sich einen halben Tag glühend im feuchten Dunst über den Himmel zu wälzen. Um die Mittagszeit verschwindet sie regelmäßig hinter einem dichten Schleier von Wolken. Sie ballen sich zu riesigen schwarzen Klumpen zusammen, aus denen eine göttliche Stimme den heiligen Berg zornig umgrollt.

Allerhand Nachrichten veranlassen mich, an diesem glubzitternden Morgen des 23. November an Stelle der gewohnten Khatihosen ein weißliches Gewand anzulegen und mich aus meiner Einsamkeit zu der afrikanischen Stadt

hinunter zu begeben. Mit der Büchse, einer Mappe voll amtlicher Papiere und mit dem zarten Filet eines jungen Warzenschweins, dem Geschenk für meine Gastfreunde, beladen, wandle ich so vorsichtig wie möglich durch den Busch, der für weibliche Verleidung wenig geeignet ist. Aber ich bin noch nicht am Fuß des Berges (auf dem ich ohne Weiß und Schwarz nur mit meinen Ziegen und Joseph, dem Hahn, wohne), da verkündet mir ein triumphierendes Gemüter, daß mein Fortgehen nicht unbemerkt blieb. Meine Liede stürzt mit Gefolge im Galopp hinter mir her. Ich finde das rührend, aber unbequem, bringe sie alle drei wieder nach oben und schleiche leise davon.

Darüber ist es spät geworden. Die Sonne steht schon auf ihrem Neun-Uhr-Posten und benimmt sich dementprechend rücksichtslos. Unter heißen Kämpfen mit Tsetsefliegen und anderem Ungeziefer der Regenzeit komme ich an den Fluß, dessen Wasser mir gewöhnlich nur bis an die Knie reicht. Die Veränderung, die dieses temperamentvolle und in allen seinen Lebensäußerungen makrolohe Land nach wenigen Regentagen unterliegt, läßt sich nicht beschreiben. Das Wasser donnert mir heute schon von weitem entgegen und schlägt in weißen Strudeln über die Felsblöcke, die als Brücke dienen sollen. Es sieht nicht gemütlich aus, aber wenigstens sind bei diesem Tempo keine Krokodile zu vermuten. Ich breche einen tüchtigen Ast als Stütze ab, schnalle mir mit dem Ledergürtel meine Habseligkeiten um den Hals und schicke mich an, auf den ersten Block zu steilern. Da kommt die alte Maua. Maua heißt „die Blume“. Nun, die alte Maua sieht aus, wie etwa eine vertrocknete Rose von Jericho — wenn man hößlich sein will.

Sie kommt mit zwei Söhnen von ihrer Hütte herab, um Wasser zu schöpfen. „Jambo bibi!“ (Guten Tag, Frau!) singt sie in der schmelzenden Art der schwarzen Weiber. „Du willst doch nicht etwa dort hinüber, Bibi!“ Ich sage, gerade das willste ich.

„Versuche es nicht. Das Wasser ist wild wie ein Löwe, du wirst das andere Ufer nicht erreichen.“

„Ich muß es erreichen, mamma“, sage ich tröstend — während ich auf den nächsten Stein springe, abgleite, bis an die Nasenpitze im kalten Gletscherwasser stehe und ein strudelnder Sturzbach auf meinen Tropenhelm trommelt. Da schließen die beiden Söhne der Maua ihre braunen Leiber schlängengleich auf den Steinblöcken entlang und ziehen mich auf den nächsten Block hinauf. Sonst wäre ich schwerlich an mein Reiseziel gekommen.

Zivilisiert sehe ich wohl nicht aus, als ich zwei Stunden später mein Geld von der Bank hole und dem „bonser“ meine Abenteuer erähle. Es sei interessant, meinte er, aber „not the life of a lady“. (Kein Leben für eine Dame.)

Es ist genügend spät geworden, und der Himmel hat sich bereits gewitterlich verändert, als ich durch das „Obstbaumvori“ hinter der Stadt und über den Eingeborenen-Friedhof nach dem Fluß zu gehe. Der „Friedhof“ besitzt hier die Eigentümlichkeit, daß die Toten niemals tief genug begraben werden, so daß die Gräben sie mit Leichtigkeit wieder an die Oberfläche zerren können.

Mit rasterten Köpfen und pfeilbedruckten Kausus erscheint eine Abteilung schwarzer Gefangener, um irgend eine Regierungsarbeit auszuführen. Der schwarze Soldat in Tarbusch und Widrigamaßchen, der sie bewacht, sieht meine Röte und sendet mir drei zu Hilfe. Diesmal bin ich nur bis an die Hüften naß geworden. Das übrige belagt der Himmel, denn nun bricht das erste der regelmäßigen Nachmittags-Gewitter los. Es flammt und kracht und rauscht, wie es eben nur in den Tropen flammen und krachen und rauschen kann.

Die Sonne steht tief hinter dem Meru, als ich leuchtend meinen Berg hinaufsteige und mich mehr noch als sonst auf Hütte, Ziegen, Hahn und meine ruhvolle Einsamkeit freue. „Liese!“ rief ich schon von weitem, daran gewöhnt, begeisterte Antwort zu hören. „Liischen!“ Alles bleibt still. Das zweite Wetter steht bedrohlich zwischen den beiden Kilimandjarogipfeln. Es leuchtet schwefelgelb und unheimlich. „Liese!“ rufe ich immer wieder. Aber keine Liede kommt und reibt sich den steben strubbeligen Kopf an mir, kein Peterle holt spielerisch in meine Kniekehlen, kein Joseph tanzt seinen drolligen Begeisterungs-Hahnen-tanz zu meinen Füßen. Am Fluß bellten die wilden Hunde, und nur noch der allerletzte Glutkreis der Sonne leuchtet hinter den Kandelabereuphorbien.

Eine heiße Angst packt mich um meine lieben Kameraden. Sie sind alles, woran mein Herz hängt, auf diesem fremden Erdteil, unter der fremden Sonne und den Geistern der Nacht, die schön und fremd in meine Einsamkeit sehen. Alles ist mir gleichgültig. Jede Gefahr. Alles. Müde und verzweifelt werde ich mein Gewehr in die Hütte und gehe in die beginnende Dunkelheit hinaus, um die Drei zu suchen.

Märchenhafe Schrecknisse wachsen aus der kurzen Dämmerung. Termitenhügel werden zu Büffel, die darauf

lauern, mich auf ihre Hörner zu nehmen. Im Dicicht unten am Quellfluß stehen die gewaltigen Schatten der Elefanten, und besonders unheimlich ist es, daß sie ganz still stehen und nur ab und zu mit dem Rüssel klappen — in Wahrheit ein Baumast, den der Nachtwind bewegt. Möglichkeiten aller Begegnungen scheinen um diese Stunde Wahrheit zu werden, und ich irre dazwischen und rufe verzweifelt: „Liese — Liesen!“

Da — plötzlich — was ist das? Eine Stimme antwortet mir. Eine rauhe, furchterliche Stimme in unverständlichen Kehllaute. Der Mond ist hinter der Gewitterwolke hervorgekommen und reicht gewönliche weiße Lichter aus den schwarzen Schatten des tropischen Dicichts. Wieder klingt der greuliche Ton ganz nahe. War das ein Mensch? Kann das ein Mensch sein, jetzt in der Nacht, hier im einsamen Flußdickicht? Ein Schatten gleitet unter dem Vaporis heraus und steht im Wasser. Er richtet sich auf und stößt immer wieder den gleichen unheimlichen, menschenähnlichen Laut hervor. Es ist ein großer, alter, bemächtigter Pavian. Er ist hell vom Mond beleuchtet. Dieser Affe aber stößt bei Nacht eine ganz andere und weit größere Furcht ein als alle Affen, denen ich sonst auf meinen Streifzügen täglich zu begegnen pflege — und ich habe nur meine Pistole.

Milde und hoffnungslos komme ich in der Hütte an, als das südliche Kreuz hoch über dem Horizont steht und die weihleuchtende Milchstraße abgleist. Es sagt. Vielleicht hat Liede mich an der Badestelle gesucht und ist weiter gelaufen, den Weg zu Musa, meinem Jagdbor, der weiter unten im Porti wohnt.

Vor Musas Hütte hockt die Familie beim Frühstück.

„Musa“, sage ich, nachdem die „Jambos“ und „Habari ganis“ der Begrüßung erfüllt sind. „Musa, hast du meine Ziegen und meinen Hahn gesehen?“ — „Nein“, antwortet er, „Memsahib, warum sollte ich heute so früh schon deine Ziegen und deinen Hahn gesehen haben?“ Ich sage ihm, weshalb ich es hoffe. Darauf meint er bedauernd, er glaube, daß sie gefressen sein würden.

„Musa“, sage ich wieder, „höre auf zu frühstücken und komm mit. Vielleicht finden wir sie. Wenn es uns gelingt, dann will ich sie dir schenken, sobald ich von meinem Berg fortgehe.“ Da geht er mit mir, findet vor meiner Hütte eine Fährte, die er wie ein Jagdhund verfolgt, bis wir zwei Stunden später in ein Negerdorf kommen. Junge Weiber stehen vor den niedrigen Holzmörtern und stampfen Mais.

„Jambo bibi! Hast du meine Ziegen gesehen?“ frage ich eine nach der andern. — „Sijui, bibi!“ singen sie und stampfen weiter. Mehr als dies „Ich weiß nicht“ läßt sich nicht aus ihnen herausbringen. Aber Musa, der kluge Suaheli und Mohammedaner, ist ein Sherlock Holmes. Ich höre nicht, daß die siebente ihr „Sijui“ anders singt als die andern. Aber ihm fällt es auf. „Ifo hapa“, flüstert er mir zu. („Hier sind sie.“) Wahnsinn! Nach langem Frage- und Antwortspiel taucht aus der Dunkelheit einer Hütte meine Liede hervor. Peterle begrüßt mich in seiner gewohnten rauhen, aber herzlichen Art, und Joseph segelt flügelschlagend dazwischen.

Da ziehen wir zusammen wiederlebensfröhlich auf unsern Berg, der nach Norden zum weichlinigen Schneehaupt des Kilimandjaro aufsteht und nach Süden in die unendliche Steppe herabschaut.

## Kinderglaube behält Recht.

Skizze von Clemens Seiß (Berlin).

Zwei Wanderer schritten rüstig über die Straße von Glückstadt nach Krempe. Ein seltsam Paar, der eine groß, ernst, mit langen Armen; der andere unterseit mit einem kleinen Bäuchlein.

„Sieh mal, lieber Klaus Groth“, sagte der Kleinere, Unterseite, wie der Wind die Straße reingegangen hat von allem Staub!“

Ein fröhliches Lächeln, halb listig, halb spöttisch und doch gütig versteckend spielte um seinen Mund; wie ein Soldat marschierte er aufrecht und stramm.

Der Große schritt ernst daneben, den Kopf etwas vorgeneigt, als schämte er sich seiner Größe; in Wahrheit hatte die gewohnte gebeugte Haltung über den Büchern sich in seiner Haltung ausgeprägt.

„Ja, Detel“, erwiderte er, „der Wind ist gesund für unsere Lungen, aber den Bäumen bekommt er nicht. Schau, wie sich die Rüsterne alle schon nach Osten, dem Winde weichend, gebogen haben. So weicht auch der Kluge starkem Drude.“

„Oder stürzt sich ihm schneidig entgegen“, antwortete Detel, „und rennt ihn über den Haufen. Doch liebe ich nicht zweckloses Ungemach und werfe unnütze Last gern von mir.“

Nur wer sich die Arme frei zu machen weiß, siegt im Kampfe."

Er hatte zum kräftigen Mittagsmahl eine Flasche guten Rotwein getrunken. Er pflegte ja die Feste zu feiern, wie sie fielen, und nach allzu langer Pause hatte der Geldbote endlich einmal eine Sendung aus Berlin gebracht. So hatte er eine fehlende Mahlzeit gehalten und seinen alten Freund Klaus zum Ausflug eingeladen. Der Schweiß versteckt ihm schon unter dem leichten Panamahut in groben Tropfen hervor.

„Der wird mir zu lästig“, sagte er leichthin und zog seinen grünlich-grauen Sommerüberzieher aus, wandte seine Schritte zum nächsten Baum und hängte den Mantel sorglos an den niedrigsten Ast.

„Aber, Detel“, sagte Klaus, „es wäre doch schade um den schönen Überzieher, der wird leicht einen Liebhaber finden.“

„Mag sein, dann wird er ihn wohl nötiger haben als ich. Der Mantel bleibt hängen. Ich wette drei Bullen der seligen Witwe Cliquot, er hängt noch da bei unserer Rückkehr.“

„Ich halte die Wette; doch rate ich dir, Detel, zähme deinen Übermut, nimm sie zurück!“

Jetzt kam für einen kurzen Augenblick ein harter Zug in das heitere Kindergesicht. Herrschaftliche Dämonen der Ahnen trieben wohl ihr Wesen darin.

„Nein“, sagte er, schon wieder lächelnd, „der ihn nimmt, braucht ihn sicher, wie ich schon gesagt habe, notwendiger als ich. Wenigstens in dieser Gegend sind die Spitzbuben seltener als die weißen Raben.“

Von der unbehaglichen Laft befreit, schritt er kräftig aus. Klaus warf einen sorgenvollen Blick zurück nach dem Überzieher, der sich im Winde lustig blähte.

Detel erzählte auf dem Weg noch manchen schurkigen Schnap. In Krempe fehrt sie im Ratskeller ein und ließen es sich bei guter Kost und dampfendem Bunsch wohl sein. Detel war voll übersprudelnder Laune, und so zog sich die angeregte heitere Sitzung bis in den späten Nachmittag hin.

Kaum waren die beiden in Krempe einmarschiert, als ein ländlicher junger Mann auf demselben Weg das schöne Städtchen verließ. Auch er liebte das idyllische alte Städtchen mit dem schönen Marktplatz, dem alten Rathaus und seinem Treppengiebel.

Als der junge Mann den Mantel flattern sah, rief er freudig: „Den kenne ich ja; Michel will ich heißen, wenn das nicht Liliencrons Mantel ist.“ Zu allem Überfluss entdeckte er noch einen Brieumensch mit der Anschrift: An Herrn Detlev v. Liliencron. Mit kunstgerechter Hand wandte er ihn um, schrieb einige Worte darauf und befestigte das so rasch aus dem Stegreif gefertigte Plakat am Baum, der den Überzieher getragen hatte. —

Der Grogdunst hatte Detels treues Gedächtnis nicht getrübt. Als sie dem Baume näherkamen, sagte er lachend: „Ich habe wohl die Wette verloren, der Mantel ist weg.“

Sie wollten schon vorbeigehen, da bemerkte Klaus einen Zettel am Baum. Er löste ihn und las: „Ein Postmensch, in solchen Dingen geübt, befördert, hochgeehrter Herr Baron, Ihren Überzieher in den Ratskeller zu Glückstadt. Es möchte sonst doch ein Kunde kommen, dem der Überzieher paßt, und der den feinstmöglichen Dichter mit seinem kostlichen Humor nicht so hoch schätzt wie ich.“

„Nun habe ich doch verloren“, sagte Klaus gelassen.

„Der Fall ist zweifelhaft“, entgegnete Detel heiter. „Drum machen wir halbpart.“

„Aber für heute genügt eine Flasche“, meinte Klaus.

„Richtig“, sagte Detel, „an den beiden andern mag der Postmensch teilnehmen.“

Detlev v. Liliencron ließ an den vom Wirt rasch ermittelten Postassistenten Frik Lau in aller Form eine Einladung zu einer Flasche Champagner als Finderlohn ergehen. Für Lau war es der schönste Tag seines Lebens, sich mit seinem verehrten Vorbild Klaus Groth und mit dem Liliencron, dem „lebten Grandseigneur“, unterhalten zu können. Fackelspielen verbot der von heiterer Laune übersprudelnde Freiherr in diesem seltenen Kleeblatt der drei niedersächsischen Dichter.

Doch eine Handschrift des ehrlichen Kinders seines Mantels las er sofort aufmerksam und sagte: „Brav, junger Mann, fahren Sie so fort, aber behalten Sie ihr Amtchen! Apoll hält seine Diener knapp im Futter.“

## Randbemerkungen.

Von Wolfgang Federau.

Ob ein Mensch gut ist oder schlecht, ob er Gold oder Platin birgt oder ein weniger edles Metall, das ergibt sich aus der Art, wie er auf jene Säure reagiert, die wir „Schicksal“ nennen.

\*  
Es ist immer dieselbe Tragik und dieselbe Einsamkeit: ob ein Zwerg unter lauter Riesen leben oder — ein Riese unter lauter Zwergen sterben muß.

\*  
Um Morgen seines Hochzeitstages komponierte Berlioz seinen „Gang zum Schafott“. Es soll eins seiner besten Stücke sein!

\*  
Es gibt nichts Törichteres als Schmetterlinge zu sammeln; ein Schmetterling, der nicht mehr um Blumen gaukelt, hört auf — Schmetterling zu sein.

\*  
Die öffentliche Meinung beruht häufig nur auf einem stillschweigenden Übereinkommen, sich über unangenehme Wahrheiten hinweg zu täuschen.

\*  
Ein vom Glück begünstigter Halbgeldeter mit lüdiastischem Wissen wird immer bereit sein, seine Mitmenschen zu verachten; der wahrhaft Gebildete mit diesem Wissen sieht jedoch der Welt mit Ehrfurcht und den Menschen mit Verständnis gegenüber.

\*  
Es gibt keine „wissenschaftliche Wahrheit“. Es gibt nur eine wissenschaftliche Meinung von heute, die sich oft in fürester Freiheit als wissenschaftlicher Irrtum von gestern enthüllt.

## Welt u. Wissen

\* Eines Boxerkönigs Ende. Um ein Haar wäre Albert Griffith auf dem Armenfriedhof beerdigt worden. Denn er ist arm, krank und elend in einem jammervollen Zimmerchen in New Yorks düsterster Gegend gestorben, und nur der Güte der wenigen Freunde, die ihm noch geblieben waren, war es zu danken, daß er sein eigenes Grab bekommen hat. Keiner der heutigen Generation, die begeistert den Demusen und Schmeling zuzubeln, weiß mehr, wer dieser Griffith gewesen ist. Und doch ist gegen Ende des vorigen Jahrhunderts kaum ein Mensch so umjubelt worden, wie dieser Boxer, der allen Kollegen überlegen war an fabelhafter Gewandtheit, Leichtigkeit, Körverziehung und Technik. — Genau vor 34 Jahren ist Albert Griffith aus Australien nach Amerika gekommen und hier in kurzer Zeit ein König des Ringes geworden. Er kämpfte gegen die stärksten Boxer seiner Zeit, gegen Dixie, gegen Mac Anlis und Joe Gans, und wurde zweimal mit ihnen fertig. Er verdiente — für damalige Verhältnisse natürlich — was er wollte, aber sein unglaublicher Leichtsinn ließ ihn niemals zu irgend einem finanziellen Höhepunkt kommen. Genau vor 20 Jahren, nachdem er vom Leichtgewicht zum Schwergewicht übergegangen war und es veräumt hatte, ordentlich zu trainieren, mußte er infolge eines Unfalls seinen Beruf verlassen. Seitdem lebte er aufs lärglichste und elendigte, eigentlich nur von der Unterstützung guter Freunde und gelegentlichen Geschenken von Sportenthusiasten, die diese Freunde für ihn interessierten. Die Karriere, die nicht mehr langlebige Boxer sonst einzuschlagen pflegen, war ihm verschlossen, denn er vermochte es nicht, andern beizubringen, was er so wundervoll beherrschte. Von seiner Gewandtheit werden heute noch geradezu unglaubliche Geschichten erzählt. Am besten beweist die enorme Schnelligkeit seiner Hände sein berühmtester Trick: er fing eine Fliege mit Daumen und Zeigefinger in der Luft, ließ sie wieder fliegen und fing sie noch einmal ein. Ebenso berühmt war sein Experiment, sich auf ein Taschentuch zu stellen und seine Freunde zu bitten, ihm ins Gesicht zu schlagen. Nie ist dies einem der Freunde gelungen: ohne vom Taschentuch herunterzutreten, duckte, drehte und bog sich Griffith derartig, daß er jedem Schlag auswich. Ja, er vermochte es sogar, sich vor einen Spiegel zu stellen und nur durch Beobachtung seines Spiegelbildes Schlägen auf seinen Hinterkopf auszuweichen. Allein durch derartige Wetten soll er ein Vermögen gewonnen haben. Aber er war eben ein Künstler von der alten Schule, lebenslustig und nie an die Zukunft denkend. Er hätte schwerlich werden können und starb als Bettler.